

Julia Barbara Köhne (Hrsg.)

# Exzellenz, Brillanz, Genie

Historie und Aktualität  
erfolgreicher Wissensfiguren

Neofelis Verlag

# Inhalt

- 7     **Renate Kroll**  
Exzellenz, Brillanz, Genie – Vorbemerkungen in eigener Sache
- 15    **Julia Barbara Köhne**  
Heutiges Exzellenzstreben und Genieforschung um 1900  
Einleitung
- 43    **Thomas Macho**  
Der Glaube an den Doppelgänger  
Verborgene Wurzeln der Geniereligion
- 65    **Julia Barbara Köhne**  
Der Kult des Genies in Geisteswissenschaften und Literaturen  
Eine kontroverse Szenerie um 1900
- 95    **Gabriele Dietze**  
„Heller Wahn“  
Echoräume zwischen Genie-und-Wahnsinn-Diskursen  
in Psychiatrie und künstlerischen Avantgarden der Moderne
- 121   **Gerhard Scharbert**  
*Idiotie et génie*  
Gérard de Nervals Höllenfahrten ins Reale
- 143   **David Keller**  
Saturn und Lithium  
Genialität, Kreativität und Psychopathologie  
bei Kay Redfield Jamison
- 161   **Claudia Bruns**  
Einige Anmerkungen zur Verbindung von  
Ästhetik, Politik und Geschlecht im Geniediskurs

- 185 **Barbara Will**  
Woman Genius Other  
Gertrude Stein, Claude Cahun, Lou Andreas-Salomé,  
and Modernist Self-Recognition
- 205 **Monika Wulz**  
Genie-Ökonomie zwischen nationalen Interessen  
und globalen Kontaktzonen  
Begabtenförderung, Investitionsstrategien und  
Wissenschaftsorganisation bei Wilhelm Ostwald
- 227 **Stefan Hornbostel / Nele Albrecht**  
Wissenschaft: Zwischen Genie und Kollektiv
- 243 **Tobias Peter**  
Zwischen Genie und Leistung  
Genealogie und Gegenwart des Talents
- 264 **Abbildungsverzeichnis**  
266 **Autorinnen und Autoren**

Julia Barbara Köhne

## Heutiges Exzellenzstreben und Genieforschung um 1900

### Einleitung

#### **Aktuelle Exzellenzrhetoriken**

In akademischen Kontexten zirkulieren heute mehr denn je multiple Vorstellungen von geistiger Exzellenz und Begabtenförderungswürdigkeit, von Brillanz, Innovation und Herausragendem. Sie spiegeln sich in der omnipräsenten Rede von „Elite-, Prestige- und Exzellenzuniversitäten“, von „Exzellenzinitiativen, -clustern und -strategien“ sowie „Spitzen- und Höhenkammforschung“ und vom „Zukunftskonzept“ wider. Das Streben nach Exzellenz hat die Positionierung und Wahrnehmung der bundesrepublikanischen Universitäten in Bewegung gebracht. — Es ist Zeit für eine selbstkritische Reflexion und Evaluation neuerer politischer Entwicklungen im deutschen Hochschulsystem. Denn was suggeriert das exzellenzorientierte Sprechen in Superlativen, das nun bereits eineinhalb Dekaden andauert? Und was wird hierdurch überdeckt? Was hat Wissenschaft mit geschliffenen Edelsteinen wie kostbaren Brillanten, mit aristokratisch-majestätischen Denkfolien wie Exzellenzen und Eminenzen oder mit zu erklimmenden Bergeshöhen zu tun? Warum sind diese rhetorischen Figuren heute so attraktiv? Und auf welchen wissenschafts- und kulturhistorischen Vorläufern fußen die suggestiven Exzellenzierungsrhetoriken und der Hang zur Selbstidealisierung? Worauf rekurrieren die exzellenzierenden Terminologien im Verbund mit einer „vertikalen Differenzierung“ in der Wissenschaftslandschaft?<sup>1</sup>

1 Silke van Dyk/Christina Möller/Tilman Reitz: Vertikale Differenzierung. Wissensentwertung durch Statuswettbewerb. In: *Forschung & Lehre* 23,5 (2016), S. 388–389.

Um sich diesen Fragen anzunähern, verbindet der vorliegende Sammelband interdisziplinäre Perspektiven, die kultur-, zeit- und mediengeschichtliche, philosophisch-anthropologische, literarische, biographiegeschichtliche, neuropsychiatrische und psychopathologische sowie religiöse, soziopolitische und genderspezifische Fragestellungen bündeln. Der Band entsteht in Folge des internationalen und multidisziplinären Symposiums „Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren“, das von mir konzipiert, der FONTE-Stiftung finanziert und vom Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin veranstaltet wurde. Ein Großteil der Aufsätze basiert auf Vorträgen, die in dessen Rahmen am 13. und 14. Januar 2017 im Auditorium des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums gehalten wurden. Das Autor/innenkollektiv umfasst etablierte wie Nachwuchswissenschaftler/innen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und den USA, die das seit der Antike debattierte ‚Genieproblem‘ diskutieren: zum einen entlang von Fragen der Geniebiographik und „genialen Manie“, der Geschichte von Begabtenpsychologie, Persönlichkeitsforschung und Züchtungsphantasien, der Forschungsuniversitäten im Verbund mit nationalökonomischen Interessen, der Geniereligiosität und Doppelgängergestalt sowie weiblicher Genialität. Zum anderen wird der Bezug zur zeitgenössischen Spannung zwischen herausragenden Einzelforscher/innen und Wissenschaftskollektiven im Rahmen heutiger Exzellenzierungsbestrebungen und neuester Hochschulentwicklungsforschung erkundet.

Der Band fokussiert auf zwei Zeitebenen und verquickt sie punktuell miteinander. Zum einen fragt er, wie aktuelle Konfigurationen von geistig Hervorragendem und akademisch Exzellentem aufzufassen sind: als Beschreibung des Status quo, als *wishful thinking* oder aber als *self-fulfilling prophecy*. Zum anderen eruiert er, im Abglanz welcher Ideen und Erfolgskonzepte sich wissenschaftliche Forschung hier eigentlich ‚sonnenbaden‘ möchte. Dies verrät ein diachroner Blick zurück auf ein bestimmtes Setting der Kultur- und Geistesgeschichte: die Hochbegabten- und Geniedebatte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts nebst ihren politischen Ausläufern. Die These der vorliegenden Anthologie ist, dass einige Facetten dieses disziplinenübergreifenden Geniediskurses in aktuellen ‚Exzellenzierungsträumen‘

widerscheinen. Prägnante symbolische, metaphorologische und konzeptuelle Elemente werden aus historisch älteren Schichten idealisierender Selbstbeschreibungsformeln des „Geniegläubens“ adaptiert. So zum Beispiel die Abfärbungslogik nach bewährtem Muster: Wer das „Genie“ am besten durchschaut, dem eignet selbst „Geniales“. Der Geniekult der Moderne scheint als ein Sprungbrett für heutige Exzellenzdebatten zu dienen, denn auch damals griff man auf erfolgreiche Wissensfiguren wie „Genies“, „Eminenzen“<sup>2</sup> oder „Persönlichkeiten“ und sie umgebende Wortfelder zurück, um ein ideales Selbstbild und eine angestrebte Erfolgstrajektorie zu formulieren. Um 1900 suchten akademische Disziplinen, Fachvertreter, Schriftsteller und Denkkollektive schon einmal, sich mittels Rückbezug auf ausgewählte verstorbene „Genies“ und deren positive Eigenschaften ihrer eigenen intellektuellen und schöpferischen Potenzen zu versichern und diese in irdische Vorbilder zu gießen.

Um Vorstellungen und Rhetoriken der Exzellenz und des Brillanten in der heutigen deutschen Hochschullandschaft besser verstehen und kritisieren zu können, besichtigt der Band ergo ausgewählte Schauplätze des akademischen, kulturellen und politischen Geniekults um die vorletzte Jahrhundertwende, mit dem Ziel, diese zu dekonstruieren. Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive werden im vorliegenden Textensemble Synergieeffekte zwischen Wissenschaftsgeschichte und Kulturgeschichte, historischer Genieforschung und Wissen über aktuelle Hochschulentwicklung, Sprach- und Metaphernanalyse beleuchtet. Neben den ermittelten Gemeinsamkeiten soll auch geklärt werden, worin sich die Lust an der Selbstvergewisserung und Aufwertung des Selbst oder Anderer in diesen beiden Zeitperioden unterscheidet.<sup>3</sup>

2 Vgl. z. B. Julian Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte*. Leipzig: Barth 1914.

3 Dieser Frage gehe ich 2020/21 im Rahmen eines Stipendiums der Volkswagen-Stiftung und deren Förderlinie „Originalitätsverdacht? Neue Optionen für die Geistes- und Kulturwissenschaften“ mit dem Forschungsprojekt „Träume der Wissenschaft von Exzellenz. Rhetoriken und Politiken der Aufwertung, 1900|2000“ nach, das am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt ist.

## Historische Genieforschung

Um die Herkunft und Wirkdynamik heutiger Rhetoriken der Aufwertung wie geistige Exzellenz, brillante Forschung und akademisch Extraordinäres zu ergründen, gilt es, sie zu kontextualisieren und wissenschaftlich zu situieren, historische Korrespondenzen aufzudecken und dabei ihre Verwandten und Vorläufer zu identifizieren. Der geisteswissenschaftliche Genie- und Persönlichkeitskult um 1900 enthält zahlreiche Aspekte, die zu einem Vergleich mit der heutigen Exzellenzdebatte einladen. Die spezifische Funktionsweise und Dogmatik des akademischen und literarisch-philosophischen Geniediskurses in der europäischen Moderne ist bereits ausführlich erforscht worden.<sup>4</sup> Es wurde gezeigt, dass die meist erst post mortem erforschbare Geniegestalt um 1900 zu einer heftig umstrittenen Wissensfigur avancierte, die symbolische und quasi-religiöse, wissenschaftspolitische und epistemologische Funktionen übernahm. Das „Genie“ fungierte hier als vielfältige Repräsentationsgestalt, die durch hunderte interdisziplinäre wissenschaftliche wie literarische Texte geisterte, die zwischen circa 1890 und 1930 veröffentlicht wurden. Auch in dieser historischen Genieforschung, der so genannten Geniologie,<sup>5</sup> wurde der Konnex Wissenschaft, Sonderbegabung und Höchstleistung thematisiert. Folgende Fragen standen dabei im Mittelpunkt: Was ist „Genie“ und wem gebührt diese nobilitierende Bezeichnung? Und: Was leistet das „Genie“ für Wissenschaft, Gesellschaft, Kultur, Kunst und Politik? Zu fragen ist daher, wie das „Genie“, das meistens

<sup>4</sup> Vgl. Jochen Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*, 2 Bde. Darmstadt: WBG 1985; Julia Barbara Köhne: *Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptionen*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 2014; Hans Stauffacher / Marie-Christin Wilm (Hrsg.): *Wahnsinn und Methode. Zur Funktion von Geniefiguren in Literatur und Philosophie*. Bielefeld: Transcript, im Erscheinen. Laut Ankündigungstext betrachtet letzterer Band die Geniefigur als „zentrale Denkfigur der Ästhetik“ und „(Helden-)Paradigma der Moderne“, die in politische, ethische, religiöse, naturwissenschaftliche, epistemologische, psychologische und anthropologische Diskurse hineinragt. Als „Idealtypus von Kreativität und Originalität“ bilde das „Genie“ einen „Schnittpunkt der Debatten über künstlerische Produktion, Inspiration und Eskalation, über Kunstautonomie und über das Verhältnis von Kunst, Wahrheit, Natur und Moral“ (<https://transcript.degruyter.com/view/title/497121> (Zugriff am 02.07.2020)).

<sup>5</sup> Vgl. Darrin M. McMahon: *Geniology*. In: Ders.: *Divine Fury. A History of Genius*. New York: Basic Books 2013, S. 151–188; Joyce Chaplin / Darrin M. McMahon (Hrsg.): *Genealogies of Genius*. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2016.

als männlich, weiß, europäisch und nicht-jüdisch imaginiert wurde, in der europäischen Moderne konzeptualisiert, repräsentiert und gedeutet wurde. Welche wissenschaftspolitischen und realpolitischen Funktionen hatte es als säkulare Helden- und Identifikationsfigur inne? Welche Rolle spielte es für die Möglichkeitsbedingungen und das Selbstverständnis der Autor/innen, Literaturen, Kulturen und Wissenschaften, die seine Erkennungsmerkmale, Charakteristik und epistemologischen Kapazitäten mit Verve verhandelten?

Hatte sich der kulturgeschichtliche Geniediskurs bereits über Jahrhunderte erstreckt, so wurde das „Genie“ erstmalig um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand modernen wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses und wissenschaftlicher Selbstreflexion, wie unter anderem Studien von Thomas Carlyle und Ralph Waldo Emerson zeigen.<sup>6</sup> Das Genietheorem und die sich um es herum strukturierende Genieforschung war keine Einzeldisziplin, sondern verlief quer durch die Wissensfelder und universitären Fachbereiche, die sich um 1900 teilweise auch erst als solche formierten und institutionalisierten, wie Religionswissenschaft, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse / Psychobiographik, Psychiatrie / Pathographie, Philosophie, Literaturkritik, Sexualwissenschaft sowie Naturwissenschaften, Evolutionstheorie, Phrenologie, Kraniometrie und biologistische Rassentheorien (inklusive Rassenhygiene und Eugenik). Der Unterschied zu früheren Konzeptualisierungen bestand darin, dass die Geniefigur um 1900 zu einem wissenschaftlichen Problem und neuem epistemischen Objekt erhoben wurde, das durch auflagenstarke Wissenschaftspublikationen, Monographien und Zeitschriftenbeiträge sowie durch ungezählte Biographien hohe Sichtbarkeit erlangte. Meist ging es in den betreffenden Texten weniger um die Beschreibung konkreter historischer „Genies“ wie Shakespeare oder Napoleon, denn um die Formierung abstrakt-visionärer Geniekonzepte. Wünsche, Mythen und Ideale wurden in der Figur des „Genies“ personalisiert, anthropomorphisiert und ‚verfleischlicht‘. In der Logik des Geniekults wandelte sie in vielfältigen narrativen Gewändern durch die Historie: als gewürdigtes, gefeiertes, glorifiziertes und angebetetes oder als unerkanntes,

6 Thomas Carlyle: *On Heroes, Hero-Worship, and The Heroic in History* [1841]. London: Frazer 1852; Ralph Waldo Emerson: *Repräsentanten der Menschheit: Sieben Essays. Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon, Goethe* [1850], aus d. Engl. v. Karl Federn. Zürich: Diogenes 2003.

unbedanktes, verkanntes, verhindertes und vergessenes Super-Individuum. Die hierbei produzierten Narrationen, die dieser alten Wissensfigur mit jedem neuen Kleid neue Strahlkraft zu verleihen suchten, verraten mehr über die Wunschvorstellungen und Hybris der Wissenschaft(-ler) selbst als über ihr postmortales Forschungsobjekt. Der Rekurs auf „Genies“ oder herausragende Geister schien alten und neueren Fachdisziplinen dabei zu helfen, sich ihre eigenen intellektuellen und schöpferischen Kapazitäten zu vergegenwärtigen. Zu den zahlreichen das „Genie“ verehrenden Theoretikern gehörten Hans Blüher, Houston Stewart Chamberlain, Otto Hauser, Ernst Kretschmer, Arthur Schopenhauer und Otto Weininger. Ausdrücke wie die zeitgenössische Rede von den „großen Männern der Geschichte“, „Eminenzen“, „Höchstleistern“, „Repräsentanten des Geistes“, „Superlativen der Menschheit“, „Zeitenwendern“, „Ausnahmemenschen“, „Männerhelden“ oder „geistigen Führern“ kündeten zugleich von der Verehrung bewunderter „Genies“ sowie den Zielvorstellungen der Redner selbst. Denn das „Genie“ wurde nicht nur als Subjekt schöpferischer Kreativität und als Geschichtsproduzent gedacht – wie in ästhetischer Perspektive auch schon um 1800 –, sondern der Geniewissenschaftler suchte nun mit seinem Untersuchungsobjekt zu verschmelzen. Aufschlussreich dabei ist, dass das „Genie“ als zweiwertig konzeptualisiert wurde. Eine Konzeptlinie imaginierte es als männlich, weiß, aus der westlichen Hemisphäre stammend, originell, schöpferisch, singular, selbstgenerativ oder autodidaktisch, selbstursprünglich und eigen-gesetzlich. Zudem galt es als vom Göttlichen angehaucht oder quasi-göttlicher Erschaffer von Kultur und Erlöser der Gesellschaft, der in den meisten Fällen jedoch bereits verstorben war. Dieses Phänomen der „posthumen Geburt“<sup>7</sup> spitzte Julian Hirsch zu: „Der Ruhm entsteht nicht nur nachdem, sondern: weil das Individuum tot ist“.<sup>8</sup> Die starke Verbindung mit Elementen der Geniereliosität<sup>9</sup> lässt sich

7 Friedrich Nietzsche: Der Antichrist. Fluch auf das Christentum [1888]. In: Ders.: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 6, hrsg. v. Giorgio Colli / Mazzino Montinari. München / Berlin / New York: dtv 1999, S. 165–254, hier S. 167.

8 Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes*, S. x.

9 Julia Barbara Köhne: Wider die Geniedrachen. Edgar Zilsels *Die Geniereligion*. In: Dies.: *Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900*, S. 190–228; Thomas Macho: Der Kultus einer Geniereligion. Hundert Jahre Nobelpreis. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 01.12.2001, S. 83.

durch eine Relektüre von Edgar Zilsels *Die Geniereligion* von 1918 nachvollziehen.<sup>10</sup> Der Kulturhistoriker **Thomas Macho** stellt in seinem vorliegenden Aufsatz „Der Glaube an den Doppelgänger. Verborgene Wurzeln der Geniereligion“ Verknüpfungspunkte zwischen einem Glauben an die „Geniereligion“ und der älteren Figur des Doppelgängers heraus. Beide kreisten um enigmatische männliche Figuren mit einem Doppelcharakter. Der kulturen- und epochenübergreifende Glaube an Doppelgänger stelle eine verborgene Wurzel des Geniekultus um 1900 dar. Ähnlich wie das „Genie“ mit einer Grenzüberschreitung des Selbst im Zuge des ‚genialen Schaffens‘, werde der Doppelgänger mit einem gespaltenen Bewusstsein assoziiert, was sich zum Beispiel in Arthur Rimbauds bekannter Sentenz „Je est un autre“ widerspiegele. Überirdisches Genie, ein irdisches Martyrium und

frühes Ableben, notfalls beschleunigt durch den Akt des Suizids, [formieren] einen geniereligiösen Resonanzraum, der vor allem im Fin-de-Siècle produktiv gewesen sei und in dessen Rahmen sich auch [der Philosoph] Otto Weininger bewegt habe [...]. Die enge Verwobenheit von Genie- und Doppelgängervorstellungen sei bereits zu Zeiten der Römischen Antike beobachtbar gewesen und ließe sich auf die Vorstellung vom *genius* zurückführen, der als persönlicher Schutzgeist und gewissermaßen als Verdoppelung eines Mannes bei seinem Eintritt ins Leben mitgeboren werde. Gleichwohl sei in zahlreichen Kulturen die Begegnung mit dem eigenen Doppelgänger als Prophezeiung des eigenen baldigen Todes imaginiert worden.<sup>11</sup>

Auch Darrin M. McMahon beschäftigt sich in seiner Monographie *Divine Fury. A History of Genius* mit dem Konnex von Genie und Göttlichem, den er genealogisch bis ins 18. Jahrhundert und in

10 Eine von Prof. Dr. Thomas Macho und Dr. Günther Sandner konzipierte Tagung, mit dem Titel „Edgar Zilsel und die Kritik der Geniereligion“, fand vom 05.–07.12.2018 am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK), in Kooperation mit der Universität Wien, Institut und Gesellschaft Wiener Kreis, in Wien statt. Die Tagung untersuchte 100 Jahre nach dem Erscheinen von Zilsels Buch *Die Geniereligion* die kulturelle und politische Relevanz dieser Arbeit. Zilsels radikale Kritik des Persönlichkeitskultes und der religiösen Verehrung von Ausnahmepersonen wurde als heute immer noch aktuell befunden.

11 Vgl. Marta Kuhn / Paula Hanitzsch / Jule Ulbricht: Tagungsbericht: „Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren“, 13.–14.01.2017, Berlin. In: *H-Soz-Kult*, 12.07.2017. <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7239> (Zugriff am 14.06.2020).

frühere Zeitsegmente zurückverfolgt.<sup>12</sup> Der Historiker zeigt die Nähe von Ikonographien des antiken *genius*-Schutzgeistes zu viel späteren christlichen Engelsvorstellungen, die wiederum an die Idee einer Verbindung von ‚großen Männern‘ mit der transzendental-göttlichen Sphäre anschlossen. Nicht nur in Gestalt einer von außen einwirkenden und vom Individuum besitzergreifenden göttlichen Macht, sondern nunmehr auch als personifizierte gottähnliche Begabung, die strikt vom griechischen *daimon* unterschieden wurde.<sup>13</sup> Trotz historischer Varianzen im Laufe der Zeit habe der Geniekult seine auratische oder religiöse Wirkkraft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert keineswegs eingebüßt, sondern vielmehr den Status einer Personen verehrenden Ersatzreligion angenommen, die trotz warnender Gegenstimmen, zum Beispiel von Edgar Zilsel oder Wilhelm Lange-Eichbaum, zu politischen Legitimationszwecken instrumentalisiert wurde. Wie McMahon betont, taten selbst die entmystifizierenden Bemühungen damaliger Wissenschaften der Geniereligiosität keinen Abbruch. Um 1900 sei Vergöttlichung auch in Verbindung mit Reliquienkulten und Preisungen verstorbener „Genies“ aufgetreten: „In death, even more so than life, geniuses could be worshiped as exalted beings capable of providing revelation and redemption“.<sup>14</sup> Am auratischen quasi-religiösen Geniekonzept hebt McMahon daher das „materielle Begehren der Personenverehrung“ hervor, „das sich im Reliquienkult um verstorbene ‚große Männer‘ niederschlug“<sup>15</sup> – zum Beispiel in Form einer mikroskopisch dünnen Scheibe von Albert Einsteins Gehirn als Devotionalie der Genieverehrung oder der getrockneten Version von Galileo Galileis rechtem Mittelfinger.<sup>16</sup> In einer anderen Konzeptlinie, die der ersten diametral entgegengesetzt war, wurde das „Genie“ als kultisch-mythische, quasireligiöse Bezugsgröße regelrecht seziert, herabgesetzt und entzaubert. Der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner hat sich in seiner Studie *Geniale*

12 McMahon: *Divine Fury*.

13 McMahon: *Divine Fury*, S. 39–42.

14 Auszug aus McMahons unveröffentlichtem Tagungsabstract zu „Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren“, 2017.

15 Paula Hanitzsch / Marta Kuhn: Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren. In: *Bulletin Info* 54 (2017), S. 40–45, hier S. 41.

16 Vgl. McMahon: *Divine Fury*, Abb. 4.3 & 7.1.

*Gehirne* von 2003 mit der „Elitegehirnforschung“, phrenologischer Schädelvermessung sowie deren Mythisierungen und biologischen Imperativen in der Zeit vom 17. bis 19. Jahrhundert auseinandergesetzt.<sup>17</sup> Kontrapunktisch zur Elevationsdeutungslinie wurden dem „Genie“ seit Mitte des 19. Jahrhunderts Tendenzen zu mentaler Instabilität und Wahnsinn, zu Melancholie, Degeneration, Atavismus und zum Unglücklichsein zugewiesen, wie bei Cesare Lombroso und Max Nordau nachzulesen ist.

Die Kulturwissenschaftlerin **Gabriele Dietze** untersucht im darauffolgenden Aufsatz „Heller Wahn‘. Echoräume zwischen Genie- und Wahnsinn-Diskursen in Psychiatrie und künstlerischen Avantgarden der Moderne“ ebenfalls die pathologisierende Deutungslinie von „Genie“. Im Zusammenspiel von akademischer deutscher Psychiatrie, kulturkonservativer wilhelminischer Bourgeoisie und avantgardistischer Literatur habe im „Zeitalter der Nervosität“<sup>18</sup> eine diskursive Explosion zu „Genie und Wahnsinn“ stattgefunden. Avantgardistische Künstler wie Expressionisten und Dadaisten affirmierten den Wahnsinn als Thema, Rolle und literarische Strategie. Dietze führt vor, wie mittels des Diskurses über Wahnsinn eine klare Grenzziehung zwischen wissenschaftlicher und poetischer Wahrnehmung angepeilt wurde. So betonten Vertreter der künstlerischen Moderne ihr Unbehagen gegenüber Wissenschaftlichkeit und Positivismus, indem sie in einer symbolischen Umarmung ‚Wahnsinniger‘ eine Art „epistemischen Ungehorsam“ inszenierten und die Authentizität wahnsinnig-genialer expressionistischer Dichter feierten, letztlich um die neue wissenschaftliche Weltanschauung zu dekonstruieren. Als Antwort darauf adressierten damalige Psychiater – in einer Grenzüberschreitung der Psychiatrie in Richtung ästhetischer Urteilskraft und im Kampf um die Deutungshoheit – künstlerische Leistungen der Avantgarde als Pathologie oder Anomalie.

17 Michael Hagner: *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung*. Göttingen: Wallstein 2003. Siehe zur Verbindung von „Genie“ und Pathographie: Jutta Person: *Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, bes. S. 11–13, 53–60, 70–124; Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Studien zur Erprobung des Menschenbildes*. Berlin: de Gruyter 2006.

18 Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. Wien: Hanser 1998.

Der hiesige Aufsatz „*Idiotie et génie. Gérard de Nervals Höllenfahrten ins Reale*“ des Kulturwissenschaftlers **Gerhard Scharbert** geht den Verbindungslinien zwischen psychotischer, drogenunterstützter Dichtkunst und Geniewesen in der experimentellen Psychiatrie des 19. Jahrhunderts und in der ästhetischen Moderne nach. Er schaut auf das Paris des 19. Jahrhunderts, in dem eine neue medizinische Experimentalkultur und die *crème* aus Literatur und Kunst im Hôtel Pimodan auf der Île Saint-Louis aufeinandertrafen. Intellektuelle Drogenkonsumenten wie Charles Baudelaire und Honoré de Balzac führten hier unter Anleitung des Psychiaters Jacques-Joseph Moreau de Tours Selbstversuche mit Drogen durch und suchten nach Erleuchtung im ‚Dichterwahn‘. Aus dieser Konstellation entstand im Dämmer haschischerfüllter Abende, in den berühmten Drogen-Séancen im Club des Hachichins, laut Scharbert die moderne Ästhetik. Die Auflösung des Ich durch Psychopharmazeutika, der künstliche Wahn des poetischen „Genies“, legte eine noch brisantere Entfremdung bloß als die des Geistes von der Vernunft, nämlich die seiner organischen Grundlagen von ihm selbst. Der Schriftsteller Gérard de Nerval zog daraus als erster auch die poetischen Konsequenzen; modernes „Genie“ steht seither unter dem Unstern einer latenten Pathologie, die seine Entstehungsgeschichte mit ihm verbunden hat. Die uns so geläufige Rede von „Genie und Wahnsinn“ habe hierin ihren biographisch konkretisierten, gewissermaßen tragischen Hintergrund, so Scharbert.

Der Kulturwissenschaftler **David Keller** zeigt in seinem Aufsatz „Saturn und Lithium. Genialität, Kreativität und Psychopathologie bei Kay Redfield Jamison“, dass das Ineinandergreifen von Kreativität, Genialität und Wahnsinn auch heute noch als Faszinosum in Populärkultur und den Humanwissenschaften wirkt. Die US-amerikanische Psychiatrieprofessorin Kay Redfield Jamison sieht eine enge Verbindung zwischen kreativer Sonderbegabung und verschiedenen psychischen Auffälligkeiten wie dem Wechselspiel von Depression und (Hyper-)Manie, die sich auch in ihrer eigenen Lebensgeschichte und deren Autobiographisierung im Jahr 1995 (*An Unquiet Mind*) widerspiegelt. Keller zufolge fuße in Jamisons Darstellung kreativ-genialisches Schaffen auf außergewöhnlichen Stimmungslagen, wie sie im Rahmen bipolarer Störungen aufträten. Letztere seien jedoch stets in Gefahr, in Irrsinn oder Selbstdestruktivität abzudriften, und ihre negativen Energien müssten daher mittels „Charaktertugenden“ oder

Psychopharmaka gezügelt werden. Jamisons intensive Schilderungen ihres subjektiven Erlebens brachten ihr in der Rezeption selbst den Genietitel ein. Keller zeichnet nach, wie die experimentelle Schriftstellerin zu einer Grenzgängerin, einem *female genius* mit poetischer Valenz, und als Teil einer „stellaren Gemeinschaft“ stilisiert wurde. In Jamisons Psychobiographie über Robert Lowell, *Setting the River on Fire* von 2017, führe sie ihre Explorationen in die ‚Unterwelt‘ psychischen Leids von Menschen mit bipolarer Störung fort. Natur- und Himmelsraummetaphern sowie das Zelebrieren affektiver Höhenflüge und andere Stimmungsextreme ausgelöst durch manische Phasen helfen dabei, die Exzeptionalität und Heroik des Genies Lowell hervorzuheben. Die affektopathologische Störung erscheint hier letztlich als Mischung aus verführerischer Muse und vernichtendem Monstrum, die es jedoch medikamentös zu managen gelte, was wiederum zu emotionalem Abstumpfen führen könne und die per ‚Krankheit‘ entfesselte Kreativität eindämme.

### **Politisierung des Geniegedankens**

Neben der Wirkung innerhalb der Wissenschaftler- und Literatengemeinde strahlte die Potenz, die das Geniekonzept versprach, auch auf die politische Sphäre aus. Die starke Popularisierung und Hochkonjunktur in Biographik und Wissenschaft hatten für das Politische machtvolle Effekte. Seit den 1900er Jahren wurde das Geniewissen zunehmend mit rassenideologischen Programmen, Züchtungsgedanken und dem „Führerprinzip“ gekoppelt. Die Geschichte von Genie- und Persönlichkeitskulten hing damals mit Intelligenzforschung, Begabtenförderungsprogrammen und Ideen von geistiger Höchstleistung, Menschenoptimierung und wissenschaftlichem Schöpferertum sowie Volksveredelungs- und Züchtungsphantasien zusammen.<sup>19</sup> Entlang von Schriften Wilhelm Ostwalds zeigt die Wissenschaftsphilosophin **Monika Wulz** in ihrem Aufsatz „Genie-Ökonomie zwischen nationalen Interessen und globalen Kontaktzonen. Begabtenförderung, Investitionsstrategien und Wissenschaftsorganisation

19 Albert Reibmayr: *Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies*. München: Lehmann 1908, veröffentlicht in 2 Bänden: *Die Züchtung des individuellen Talentes und Genies in Familien und Kasten* und *Zusätze, historische, genealogische und statistische Belege*.

bei Wilhelm Ostwald“, wie der Chemiker, monistische Philosoph und Nobelpreisträger eine möglichst ertragreiche und nationsstabilisierende Förderung begabter oder „genialer“ erfindungsreicher Personen und Wissenschaftler ersann. Im Gegensatz zu genetischen Genietheorien habe Ostwald ein energetisches und individualistisches Geniekonzept formuliert. Als „Genies“ galten ihm Personen mit der Fähigkeit, auf besonders effiziente Weise erfindungsreich denken zu können. In einem Text mit dem Titel „Die Züchtung des Genies“ (1911)<sup>20</sup> entwickelte Ostwald Auswahlkriterien für zu innovativem Denken Begabte sowie Ideen zu deren institutionalisierter Förderung. Laut Wulz konzipierte er Begabtenförderung für männliche Wissenschaftler dabei als ökonomisches Projekt, mit dem Ziel der Optimierung innovativer Fähigkeiten sowie der Stärkung des nationalen Wohlstands im Rahmen des sich um 1900 globalisierenden Kapitalismus. Wulz behandelt Ostwalds Suche nach Investitionsformen für innovatives Potenzial zugunsten nationalökonomischer Interessen im Kontext zeitgenössischer Wissenschaftsförderung (nach US-amerikanischem Vorbild; vgl. Andrew Carnegies Stiftungskonzept) und mit Blick auf internationale Wettbewerbsfähigkeit. Nach Wulz' Ansicht wird das „Genie“ bei Ostwald zu einer „Apparatur für gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Fortschritt“ und zu einem Instrument für „Kultursteigerung“.

Hinzuzufügen ist, dass Ostwald bereits in seiner Sammelbiographie über naturwissenschaftliche „Genies“ von 1909, mit dem Titel *Große Männer. Studien zur Biologie des Geistes*, über das Problem wissenschaftlichen Schöpferturns und über Züchtungsphantasien nachgedacht hatte. Ostwald fragte hier, wie man „Genies“ züchten und veredeln könnte und welche Voraussetzungen bei Eltern gegeben sein müssten, damit „sie ein Genie erzeugen“. Die Universität betrachtete er als „Züchtungsanstalt“ kommender Genies.<sup>21</sup> Durch die deutsche Geniezüchtung sollte die Zahl der „Genies“ zum Nutzen der Volksgemeinschaft erhöht, „geniale“ Individuen sollten häufiger erkannt und gefördert werden.

20 Wilhelm Ostwald: Die Züchtung des Genies [1911]. In: Ders.: *Der energetische Imperativ*. Leipzig: AV 1912, S. 444–451.

21 Wilhelm Ostwald: *Große Männer. Studien zur Biologie des Geistes*. Leipzig: AV 1909, S. 324, 412–416.

In dem Aufsatz „Der Kult des Genies in Geisteswissenschaften und Literaturen. Eine kontroverse Szenerie um 1900“ demonstriere ich, wie der Rückbezug auf das „Genie“ eine Antwort auf drängende Fragen bezüglich der Legitimierung der Geisteswissenschaften, Genealogie, „Rasse“, Nation sowie des Geschlechts und der ‚Frauenfrage‘ in der Zeit um 1900 suggerierte, indem es diese gesellschaftlichen Problemfelder imaginär überstieg. Als hilfreich hierbei erwiesen sich Metaphern, die das „Genie“ auf sprachlich-semantischer Ebene als naturgegeben, quasi-göttlich, lichtbringend, fruchtbar und überlegend installierten. Zudem wird eruiert, wie sich wissenschaftliche Genieforschung in dieser Zeit sukzessive mit rassistischen, vererbungstheoretischen und volkshygienischen Programmen verband. Im Rahmen deutscher Rassenideologie wurde das „Genie“ als Garant für herausragenden Geist und Schöpferkraft sowie nationale Regeneration und ‚Wiedergeburt‘ angerufen. Wissen über „Genies“ wurde nicht nur in der Intelligenz- und Eliteforschung um 1900, sondern auch Jahrzehnte später für effektvolle Gesten auf dem großen politischen Parkett instrumentalisiert, wie sich unter anderem bei Ottokar Matura und Alfred Rosenberg zeigen lässt, die das „Genie“ auf kollektivierte Formen ausweiteten. Wie bereits Houston Stewart Chamberlain, erblickten sie im vom ‚jüdischen Element‘ befreiten, ‚reinrassigen‘ deutschen Volk ein massives Geniepotenzial. Es gab nur wenige hellseherische Kritiker des Geniekults – nicht zufällig größtenteils jüdische Denker –, die schon früh erkannten, dass das neu produzierte Geniewissen und die Genialisierung einzelner ‚Ausnahmemenschen‘ einen Ausschluss und eine Abwertung für andere bedeutete. Walter Benjamin, Julian Hirsch, Jakob Wassermann und Edgar Zilsel reflektierten punktuell kritisch über die Trias Genie, Rasse und Geschlecht. In ihren Augen spiegelten sich in der artifiziellen Überhöhung historischer Persönlichkeiten ernstzunehmende gesellschaftliche Problematiken.<sup>22</sup>

22 Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes*.

## Genus und Genie

Ein weibliches Genie – ein Unding.  
(Fehlen von Mut und Persönlichkeit)  
Johann Nepomuk Brischar (1819–1897)

Der Geniediskurs vor und nach 1900 ging nicht nur mit rassenideologischen, sondern auch mit antifeministischen Gedanken Hand in Hand, die Frauen prinzipiell von der Gemeinde der als überzeitlich imaginierten ‚Genieanwärter‘ ausschloss, wie sich schlagkräftig in Otto Weiningers Schrift *Geschlecht und Charakter* aus dem Jahr 1903 zeigt. Obwohl Frauen seit den Nullerjahren des 20. Jahrhunderts an der wissenschaftlichen Gemeinschaft partizipierten und trotz des 1918/19 erstrittenen Wahlrechts, blieben universitäre Laufbahnen für sie noch jahrzehntelang eine Ausnahme.<sup>23</sup> Ein Grund hierfür mag in der langen Geschichte der Verbindung von Genus und Genie liegen. Seit der Antike führten philosophisch-anthropologische Begründungsfiguren dazu, dass schöpferische Geistigkeit und Weiblichkeit als prinzipiell unvereinbar galten und teilweise bis heute gelten. (Denn auch in der heutigen Wissenschaft scheint das Geschlecht immer noch einen Unterschied zu machen, wie zum Beispiel ein Blick auf die Unterrepräsentanz von Frauen in wissenschaftlichen Führungspositionen zeigt.) Bereits Platon und Aristoteles etablierten eine dichotome und ungleiche Zuweisung von Vernunft, Moral und Erfindungsgabe an Männer und Frauen. Männliche Geisteskraft galt seither als schöpferisch-fortschrittlich und kontrastiver Pol zum Weiblichen, das infolgedessen als minderwertig und geistlos angesehen wurde.<sup>24</sup> Im platonischen *Symposion* wird begründet, wie in der Geist / Körper-Dichotomie durch eine konzeptionelle strikte Trennung des Weiblich-Körperlich-Materiellen vom Bereich des Geistigen sowie eine Sublimation mann-männlicher erotischer Anziehung

23 Ulrike Auga / Claudia Bruns / Levke Harders / Gabriele Jähnert / Katrin M. Kämpf: Einleitung. Das Geschlecht der Wissenschaften. In: Dies. (Hrsg.): *Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Campus 2010, S. 9–24, hier S. 12–14.

24 Lorraine J. Daston: Weibliche Intelligenz. Geschichte einer Idee. In: Wissenschaftskolleg zu Berlin (Hrsg.): *Jahrbuch 1987/88*. Berlin: Nicolaische Universitätsbuchhandlung 1989, S. 213–229.

Gefördert von



F O N T E

Stiftung zur Förderung des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2020 Neofelis Verlag GmbH, Berlin  
[www.neofelis-verlag.de](http://www.neofelis-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marija Skara  
unter Verwendung von  
Karl Blossfeldt: *Aquilegia chrysantha. Akelei*, vor 1928.  
Karl Blossfeldt Archiv / Stiftung Ann und Jürgen Wilde,  
Pinakothek der Moderne, München.  
Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (co)  
Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden  
Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.  
ISBN (Print): 978-3-95808-234-2  
ISBN (PDF): 978-3-95808-285-4